

## Geistliche Dichtung in der Moderne. Paul Konrad Kurz als Lyriker von Lorenz Wachinger

Über dem Literaturkritiker Paul Konrad Kurz (1927 - 2005)<sup>1</sup> wird leicht der Lyriker übersehen, der vorwiegend religiöse, ja geistliche Gedichte schreibt. Er gibt sich in seinen Texten nicht gefällig – „Ich bin nicht zu Gertrud von le Fort gegangen“, schreibt er einmal! – eher eigenwillig, verschlossen, übertreibt wohl auch seine Eigenart. Man ist an Gerard Manley Hopkins (1844 - 1889) erinnert, den Kurz während seines Philosophiestudiums in Irland (neben W. B. Yeats) gelesen hat: hoffnungsvoller Altphilologe (Oxford), Jesuit, zuletzt Professor für Griechisch in Dublin - und leidenschaftlich aus der Sprache lebend, innovativer Lyriker, der zu seiner Zeit nichts veröffentlichen konnte, auch nicht verstanden worden wäre; erst 30 Jahre nach seinem Tod die erste Sammlung von Gedichten, um 1930 dann bald hochgeschätzt. Für Kurz mag sich mit Hopkins die Hoffnung verbunden haben, es gebe eine Zukunft für ihn als Dichter *und* als Jesuit, obwohl ihn die schauerliche Einsamkeit Hopkins' gewarnt haben sollte, der zeitlebens als Sonderling galt, auch im Orden keineswegs erkannt oder gar anerkannt.<sup>2</sup>

Jedenfalls bleibt Kurz, von seiner Lebensgeschichte her, sein Leben lang der geistlichen Dichtung verfallen, die er mit der heutigen Sprache zu verbinden sucht. Geboren 1927 in (Bad) Schussenried, Oberschwaben, wächst Paul Konrad Kurz in schwieriger Zeit auf. Zu seinem 70. Geburtstag schreibt er an Freunde: "Wer als Kind durch pädagogische Autorität zu Götzengruß verpflichtet wurde und, noch im Schulalter verwundet, in Gefangenschaft achtzehn Jahre alt geworden ist, hat einige Verstörung erfahren. Dass dunkles Leben im Verlauf der Lebenssuche sich erhellt, die Lebensenergien sich entfalten dürfen, schwierige Lebenslinien klaren, gehört zum Geschenk der zu lebenden, zum Wunder gelebter Jahre". Katholische Kindheit also, vor allem durch die Mutter; dann NS-Schule, Krieg, schwere Verwundung, danach wird er Jesuit: breites Fundament des Religiösen, der Drang, das "Gerücht von Gott" in der heutigen Sprache, so undurchlässig sie sein mag, gegenwärtig zu setzen und zugleich „ins Offene" (Hölderlin) zu streben. Dazu der andere Lebensnerv: er muss schreiben, sehr früh Gedichte, als Kind fragt er seine Mutter: "Mama, wie wird man ein Dichter?" Zum Studium der Philosophie und Theologie (Innsbruck) kommt nach der Priesterweihe Germanistik und Anglistik, Promotion bei W. Müller-Seidel über Heinrich Heine. Ein Habilitationsstipendium wird von der Ordensleitung abgelehnt, aber wichtiger scheint der Schock der Verwundung gewesen zu sein, der ihm wochenlang die Sprache geraubt hatte. Vielleicht dadurch kommt er zum Suchen nach *seiner* Sprache, wodurch ein Moment von Unruhe in sein Leben tritt; er muss um sein Gleichgewicht ringen. Nachdem Kurz als Literaturkritiker bereits einen Namen hat, erfährt, ungefähr in demselben Alter, in dem G. M. Hopkins starb, sein Leben einen zweiten Stoß: Kurz verlässt den Orden und heiratet; das bedeutet eine Lebenswende, einen schmerzhaften Bruch, eine Verletzung, so

---

<sup>1</sup> P. K. Kurz, Über moderne Literatur. Standorte und Deutungen, 1967; Bd. 2, 1969; Bd. 3 u. 4, 1971 u. 1973; Die Neuentdeckung des Poetischen. Zwischen Entfremdung und Utopie, 1975; Über moderne Literatur. Zur Literatur der späten siebziger Jahre, 1. Teil, Bd. 6, 1979; ebenso 2. Teil, Bd. 7, 1980; Zwischen Widerstand und Wohlstand. Zur Literatur der frühen 80er Jahre, 1986; Apokalyptische Zeit. Zur Literatur der mittleren 80er Jahre, 1987; Komm ins Offene. Essays zur zeitgenössischen Literatur, 1993, sämtliche im Verlag J. Knecht, Frankfurt/M., manc he mehrfach aufgelegt, Bd. 1 – 4 ins Amerikanische übersetzt (etwa 1973). Viele der Essays und bis zuletzt in „Stimmen der Zeit“. – Vgl. L. Wachinger, Literaturkritik zwischen den Stühlen. P. K. Kurz über Sprache und Glauben, in: Orientierung 73 (2009 Nr. 20, 221 – 224.

<sup>2</sup> Vgl. D. Grünzweig, Gerard Manley Hopkins – Die Wortreiche der Augen. Einblicke in sein Werk durch die Übersetzung seiner Gedichte, in: Stimmen der Zeit, Sept. 2006, 611 – 628, wo besonders die „Sonette der Trostlosigkeit“ herausgehoben sind.

wie er seinerseits viele verletzt; er muss sich neu definieren. Zu der Besessenheit von der Sprache kommt der Zwang, mit Schreiben und Vorträgen Geld für eine Familie zu verdienen, auch durch eine Anstellung als Deutschlehrer an einem Privat-Gymnasium. Neben der weiterlaufenden kritischen Arbeit tritt er als Herausgeber in Erscheinung: 1978 die Sammlung neuer Psalmen<sup>3</sup>, die von großen Kenntnissen und viel Sorgfalt zeugt wie auch "Wem gehört die Erde. Neue religiöse Gedichte (Grünwald 1984). Lyrik tritt in dieser Zeit zurück, nur wenige Versuche in Zeitungen, wie in der "Süddeutschen Zeitung", und in Zeitschriften oder im Funk. Er versucht, als Autor glaubend, sprechend, schreibend zu leben. Der entschieden moderne Zug der Verse des P. K. Kurz fällt auf, ebenso wie die weitgespannte kritische Sichtung der gegenwärtigen Lyrik in den Essays zur Literatur. Dichter, die er anerkennt und an denen er sich wohl misst, sind unter anderen Christine Lavant (über die Begegnung mit ihr hat er einen bewegenden, noch ungedruckten, Text geschrieben), Erich Arendt, Peter Huchel, Karl Krolow, Hilde Domin, Reiner Kunze, Sarah Kirsch, Dorothee Sölle, Walter Helmut Fritz, Richard Exner. Vor allem Helmut Heissenbüttel, über den er früh berichtet, nicht ohne Kritik, aber mit Sympathie; man meint Kurz' eigene Poetik darin zu erkennen: die Abstraktion und Reduktion in den Texten, die nicht mehr Gedichte im traditionellen Sinn darstellen, vielmehr "Sprech-Texte"; der Verzicht auf Satzzeichen; der "unterkühlte Wahrnehmungs- und Denkprozess"; die "konkretistische" Haltung; generell das Nein, die Gesellschaftskritik, wie bei H. M. Enzensberger; er zeigt ein "unregelmäßiges, im Bewusstsein sich spiegelndes äußeres und inneres Feld", einen "unpathetischen, entlyrisierten" Ton.<sup>4</sup>

In einem Essay resümiert er die Geschichte der deutschen christlichen Lyrik seit Gertrud von le Fort, Reinhold Schneider, Elisabeth Langgässer und Werner Bergengruen und stößt auf Kurt Marti (geb. 1921), den Schweizer Pfarrer und Schriftsteller, den er die "stärkste Potenz unter Christen im deutschen Sprachraum" nennt.<sup>5</sup> Er rühmt an ihm "strenge Form", "die äußerste Ökonomie des Wortes", "konkretistische Reduktion und Parlandoton", wodurch Verfremdung und Innovation gegeben seien, zugleich Abwendung von Sentimentalität; er präzisere das Christliche. Marti habe den Abschied von der "Christlichen Literatur" vollzogen, wolle vielmehr die "kritische Auseinandersetzung mit Wirklichkeit", auch mit der sozialen und politischen, "ohne die Akustik der Kirche". Marti habe als erster christlicher Dichter "den experimentellen und dokumentarischen Sprechton" ausprobiert (186), "Provokation ist Stilprinzip" (194), - und trotzdem: kein deutschsprachiger Literat denke so intensiv über Gott nach, suche poetisch-sprachlich nach Neuem, "Anrede, Gebet und Meditation hineingetrieben in sprachliche Reduktion", traue sich "erotische Psalmen" zu.<sup>6</sup> Kurz hat "Heines Weltriss"<sup>7</sup> gespürt, reagiert auf die Ereignisse wie den Radikalen-Erlass oder Tschernobyl 1986, ist ökologisch bewusst. Das eigentümlich Trockene vieler Verse erklärt

---

<sup>3</sup> Psalmen. Vom Expressionismus bis zur Gegenwart, hrsg. von P. K. Kurz, Herder 1978; der andere Band „Höre Gott! Psalmen des Jahrhunderts, Benziger 1997, ist nicht damit identisch, ebenfalls mit einem sehr kundigen Nachwort.

<sup>4</sup> P. K. Kurz, Skelette des Sagbaren – Demonstrationen einer Welt. Zu den Vers-Texten von Helmut Heissenbüttel, in: Über moderne Literatur, 1967, 203 – 225 (vorher in „Stimmen der Zeit“); dazu in „Über moderne Literatur“, Bd. 2, 1969 (2. Aufl. 1972), Selbst- und Weltbewußtsein des Menschen in der deutschen Lyrik nach 1945, 196 – 236; Lyrik heute? Ein Bericht zur gegenwärtigen Lyrik-Diskussion, 265 – 274.

<sup>5</sup> P. K. Kurz, Über moderne Literatur, Bd. 7, 221 – 225; ders., K. Martis barfüßige Sprechtexte, in P. K. Kurz, Komm ins Offene, 180 – 197; der Titel bezieht sich auf K. Marti, Mein barfüßig lob, Darmstadt und Neuwied 1987.

<sup>6</sup> P. K. Kurz, Zwischen Widerstand und Wohlstand, 241 – 247: Erospsalm und Körperkirche. Kurt Marti: Abendland.

<sup>7</sup> P. K. Kurz, Tribun, Märtyrer, Apostel. Heinrich Heines Auffassung vom Beruf des Dichters, W. Fink Verlag München 1966, 49; ähnlich in ders., Gott in der modernen Literatur, Kösel Verlag 1996, 143.

sich von daher, er will möglichst weit von allem Gefühligem weg, - "Gedichte wollen erkennen", schreibt er in der wichtigen "Nachbemerkung" zu "Noch atmet die Erde" (1987), einer Sammlung seiner Gedichte zum 60. Geburtstag. In vielen Texten mit ihrem Krolow'schen Parlando, mit den verkürzten sprachlichen Figuren, mit ihrer überschießenden Intellektualität möchte man geradezu von Distanziertheit sprechen, von Ironie, die Katholiken schwer falle, eher wenig Leidenschaft, so wie in seinem Auftreten ein gewisses Gehemmt-sein lag. Die Magie der Wörter wiegt vor, weniger das Farbige der Bilder und Metaphern. Er dürfte einsam gewesen sein, trotz eines Kreises von Freunden; im Orden scheint er nur dem Kunsthistoriker P. Herbert Schade SJ seine Gedichte gezeigt zu haben; als „Einzelner“ charakterisiert er sich in dem Überblick über seine Literaturkritik noch 1993.<sup>8</sup> Er sucht das Berührt-werden, das „fließende Licht“, eine Ur-Sehnsucht, religiös ins Wort gebracht; er will es formulieren, so dass Verstehen möglich wird, in einer Zivilisation mit TV und Atombombe, zugleich mit dem Problem, wie heute von Gott geredet werden kann. „Vielleicht ist Gott eine Stimme, nie endendes Gespräch, vielleicht das Unausgesprochene in uns Sprechern“<sup>9</sup>, jedenfalls geht es nicht mit einer „vorformulierte(n) Sakralsprache“. Die Gedichte, wohl seine zentrale Lebensäußerung, formulieren es ab und zu, z. B.: „Einmal abstreifen / das Sperrige, Verwandlung / in glutweißes Licht“<sup>10</sup>. Oder, in einem späten Essay, „Gedichte produzieren jenes Unnutze, ohne das wir vergreisen“<sup>11</sup>. Damit ist das Schweigen und Verschweigen angedeutet, auf das Kurz oft zurückkommt, weil es schmerzhaft am Anfang seines bewussteren Sprechens steht, und wohl den Grund seines Lebens und Dichtens bedeutet. Mit dem „Unnutzen“ ist das Spielerische verbunden, damit das Bewusstsein für Sprache, die Reflexion des Geschriebenen, auch das Experimentieren mit der Sprache. Wie wenn er das Überschreiten einer Grenze erreichen wollte: „Sehr viel mehr noch als Glaube ist Lyrik die Sache einer Minderheit“<sup>12</sup>. Mit diesem kultur- und religionskritischen Programm ist die Lyrik P. K. Kurz' wohl überschwer befrachtet: Gelingt es, das Christliche so zu denken und zu sagen, dass es gehört wird - *und* dass literarische Qualität erreicht ist? Er schreibt oft zu leicht weg: auf dem PC, aus dem gewohnten Training der ignatianischen Betrachtung; die Heissenbüttel'sche Reihungs-Technik und die meditativ gemeinte, aber auch langweilig wirkende Litanei-Tradition verbindet sich unglücklich mit einem ausgeronnenen Wissen vom Christlichen bei den Lesern; der Sprecher bleibt damit in einer Vergangenheit hängen, z. B mit vorausgesetzter Bibelkenntnis; das „Da!“, Bubers Ersetzung des gewohnten „Siehe!“, die Überraschung, das Neue geht im vorausgesetzten Gewussten unter und bleibt darin stecken, so dass er hinter seiner Forderung zurückbleibt. Die Stil-Höhe der Gedichte von P. K. Kurz bleibt ungleichmäßig, wohl auch, weil ihm neben der Arbeit des Kritikers zu wenig Zeit und Muße für die Lyrik bleibt. Die Gedichte von P. K. Kurz müssen sich an seinem Anspruch in den literarkritischen Texten messen lassen: erreicht er „das Offene“, die „Anderssprache“<sup>13</sup> oder nicht?

Er beginnt mit drei schmalen Bändchen geistlicher Lyrik, noch mit „kirchlicher Druckerlaubnis“ vom Jesuiten-Provinzial: „Denn Er ist da. Verse zu Advent und Weihnacht“(1963); keine 50 Seiten, aber schon die Verfremdung des Frommen, der Kontrast zwischen Fernsehen und der Botschaft des Evangeliums, scheu andeutend, worum es ginge;

---

<sup>8</sup> P. K. Kurz, Komm ins Offene, 9. 15.

<sup>9</sup> P. K. Kurz, 11 (Vorwort).

<sup>10</sup> Abschied II, in: Noch atmet die Erde, 141.

<sup>11</sup> Komm ins Offene, 166.

<sup>12</sup> P. K. Kurz, Die Neuentdeckung des Poetischen. Zwischen Entfremdung und Utopie, in: Über moderne Literatur, Bd. 5, 1975: Gott und Welt im Gedicht.. Zur zeitgenössischen religiösen Lyrik, 168.

<sup>13</sup> P. K. Kurz, Unsere Rede von Gott. Sprache und Religion, LIT (Literatur – Medien – Religion, hrsg. von G. Langenhorst, Bd. 10), 2004: Sprache in der Kirche, 95.

Assonanzen, Stabreime, wortkarg das Allzu-Niedliche unseres Weihnachts-Betriebs vorführend. Ähnlich „Wer bist Du? Verse des Anfangs“(1964). Er tastet nach seinem persönlichen Ton, erprobt, schwankt zwischen Rilke und Biblischem, bringt manches Autobiographische, hat schon im Titel das Gott-Suchen, im ganzen viele Fragen, viel Negation, Ironie oft, dazwischen überraschend die Wort-Montage „Signal Gelb“. Gelungen das letzte Gedicht „Vor der Tür“, dessen erste Strophe: „Verstoß mich nicht, / schick mich nicht fort, / wenn ich scharre, Hund vor der Tür, / Ich wusch mein Winseln, schrubbte die Zeh'n ,/ und die dürstende Zunge, / Herr, zittert, Gerufener, Dir“ (leicht verändert in „Noch atmet die Erde). – „Gegen die Mauer. Verse zu Passion und Ostern“(1966) verfremdet Evangelien-Szenen, die aus dem Schweigen der Meditation Wort geworden sind. Kurz umkreist das Mysterium, bleibt sprachlich sehr knapp, bis an die Grenze des Verstummens in "Kreuzweg", gleichwohl erscheinen die Gedichte gelegentlich zu wenig Bild geworden, zu sehr Wort.<sup>14</sup> Nach 14 Jahren und viel kritischer Brotarbeit kommt 1981 die erste lyrische Wortmeldung, von einer Begegnung in Bad Pyrmont ausgelöst: "Die Liebe ist ein Hemd aus Feuer. Gedichtzyklus" (F. H. Kerle Freiburg Heidelberg), graphisch ansprechend (M. Himmler) und mit fünf Bildern nach Holzschnitten von HAP Grieshaber. Der Zyklus bedenkt und feiert in drei Teilen die Macht des Eros, noch verrätelter und verschwiegener als sonst, das Erleben durchzogen von biblischem Impuls, - er ist in der Karwoche geschrieben, endet mit Ostern, betet zuletzt um das Genannt-werden: "GROSSER LEUCHTENDER / Sela Sela / sprich unsere Namen / nicht an der Füchsin / dem Lufthund vorbei". Am Ende steht eine "Benedictio": "ER tritt hervor im Zeichen des Erregenden", die letzte Zeile: " - SEIN ewig fließendes Licht". Fast nur eine Schwingung wird gegeben, nur ein Traum! Und noch in diesem Liebesgedicht wird "ER" beschworen, schon als „der Erregende“, mit tönenden Anreden an das "Du", das schwebend bleibt zwischen Frau und Gott. Er sucht nach dem anderen Sprechen-dürfen, nach dem Eigenen, nach dem Licht. 1987 dann "Noch atmet die Erde", mit Zeichnungen von R. P. Litzenburger, "Gedichte aus vier Jahrzehnten: Erfahrungen, Erkundungen, Suchbewegungen und Stellungnahme in Versen; Einkreisungen auch des undeutlichen Ich und Weiterungen, Gespräche in mehreren Richtungen", wie die "Nachbemerkung" meldet. Das Motto-Gedicht "Die Worte, die ich spreche" von 1964 findet er noch 1996 (in einem persönlichen Gespräch) sehr stark: "Die Worte, die ich spreche / die Worte, die ich nicht spreche / - - - Die Worte, die mich kauen / die Worte, die mich ätzen / die Worte, die mich auslassen / die Worte, die mich veranlassen / die Worte, die sich auf mich verlassen / die Worte, die ich verließ // teilen meine Haut / streiten um meine Zunge / zählen meine Zeit." Viele Gedichte sind aus früheren Büchern übernommen, dazwischen Ungedrucktes; Satzzeichen sind weggefallen, der Ton ist insgesamt knapper geworden, formal und inhaltlich sind die Verse in den 80-Jahren anders. Kurz erscheint am überzeugendsten in *seinem* Thema, dem Nach-Gott-Fragen, so in dem Gedicht "Gespräche", wo er ohne Manier dichtet, mit griffigen Metaphern. Und zuletzt: "ICH SUCHE DAS WORT - - - Wenn mich das Wort sucht / die Silbe findet / Schweigen eint / ist ES gekommen". In dem kostbaren Buch "Ein großes Flügeldach. Verse mit Engeln", mit Holzschnitten von HAP Grieshaber<sup>15</sup>, vermehrt Kurz nicht das modische Engel-Gerede, sondern geht von der Wahrnehmung eines heutigen Menschen aus, der weder die Sehnsucht der Kindheit vergessen hat noch die moderne Ironie, auch nicht die künstlerischen Überlieferungen, vor allem nicht die biblischen Wurzeln. Der Abschnitt "Ein großes Flügeldach" stellt die Engel in die individuelle Entwicklung und in die Zeit mit ihren Kriegen, bleibt aber dabei, dass wir Engel brauchen trotz Weihnachts-Geklingel und Brauchtum ("Warum entferne ich - - - die

<sup>14</sup> Alle drei Bändchen im Verlag Ehrenwirth München.

<sup>15</sup> Edition Toni Pongratz, Literarisch-graphische Blätter XXXV, 1991; in der 2. Auflage 1993 erweitert.

folklore"), denn sie stellen Spuren "des EL" dar, wie er verhüllend schreibt; aber die Tendenz des Fragens nach Gott ist auch in diesen Gedichten stark: "MANCHMAL NACHTS / ein Anflug / Berührung von Sekunden" - - - oder: "MIT TRAUMSILBEN / Euerer Ader nächstens / mit Wörtern morgens / Eurem Lichtschein / auf der Spur". Die Gedichte vermeiden das Gefühligke, suchen nach dem eigenen Leben, ziehen das Denken vor, reden vom Glauben nicht vollmundig, predigend, sagen nur, was ihr Dichter sieht, viel oder wenig; er bleibt in Kontakt mit dem heutigen Denken und stößt sich davon ab zu einem Überschritt, denn das Innerste ist nicht zu sagen. - Zeitlich und thematisch nahe liegt "Das Bündel Gottes. Gedichte zu Advent und Weihnacht" (Schwabenverlag 1994) mit Bildern von Andreas Felger, großformatig, mit einem Nachwort von P. K. Kurz „Christnacht - Christtag", von dem aus das Buch gelesen werden kann: er reflektiert die Geschichte der eigenen Weihnachts-Gedichte ("Ich wollte kein Weihnachtsgedicht mehr schreiben"), auch das stille EREIGNIS gegen den Lärm des Weihnachtsbetriebes und den Weg von der Weihnachts-Satire der späten 50-er Jahre - und darüber hinaus; denn die Erinnerungen sind da und rufen „in den Anfang der eigenen Gottesgeschichte". Die Verse rebellieren gegen unser üppiges „stimmungsvolles" Weihnachten genauso wie gegen das kirchlich-volkstümlich vereinnahmte, setzen die trauten Legenden der brutalen Gegenwart aus. Und immer noch das Kind: „Es schreit / Ich bin da / draußen". Die Verse sind stilistisch etwas uneinheitlich, halten nicht die Höhe der besten knappen Texte. – „Osterpassion. Szenische Gedichte zu Kreuzweg und Auferstehung", mit Bildern von Georg Meistermann, (Schwabenverlag 1995, mit einem Nachwort von Erich Jooß), bibliophil aufgemacht, auch im Rundfunk gesendet, will, nach dem Motto „Gesprochenes / Sprechbares / Innere Monologe / Innere Dialoge / Gebete" bringen, zielt wohl eine neue Art geistlicher Lyrik an. Die Meditationen sind auf das Gesprochen-werden hin geschrieben, die lyrische Spannung tritt hinter das theologische Interesse zurück, trotz gelegentlich starker Stellen, wie die letzten Verse von „Gekreuzigt": „Es ist nicht vollbracht / / Vater Mutter / Un-Vater Om-Mutter / Nicht-Amen". Aber danach der große Lobpreis des irdischen Jesus! Mit "Der Fernnahe. Theopoetische Texte"<sup>16</sup> kommt P. K. Kurz zu dem Thema, das ihn vor allem bedrängt. Der Lyriker und Kritiker wird wieder zum Theologen, der er nie aufgehört hat zu sein, mischt bekannte Texte mit neuen, wirbt um die Verschmelzung von "Theologie" (in einem sehr urtümlichen Sinn) mit Poesie in einer unsakralen Sprache.<sup>17</sup> Er löst in manchen Texten die Form fast auf, zugunsten der Suche nach dem Unbekannten, ist in anderen Gedichten ganz nah an der Sprache, die ein bannendes Bild findet, so in "Wann": „Wann / steht Er auf / kahlköpfig und schlägt / ausholend mit beiden Händen / den Gong / / Wann / dass es hallt / erschlägt Er / dein Wort". In vielen Texten kämpft er mit dem Schweigen, das einmal Verstummen ist, einmal gebotenes Schweigen, Nicht-mehr-Redenkönnen und -dürfen. „Jeschua Jeschua. Gespräche Psalmen" (Benziger Verlag 1999) , im Titel ein Anruf oder Gebet, aber nicht an den griechisch und lateinisch geläufigen "Jesus", sondern an den ursprünglichen aramäischen. Es ist von Hölderlin her zu verstehen, wie das Motto des Buches sagt: „Wie Morgenluft sind nämlich / die Namen seit Christus". Es ist ein Buch der Aufsprengung gewohnter "Namen": auch die Form der Gedichte wie geplatze Knospen, der Ur-Impuls des Gott-Sagens im Paradox eines Menschenlebens. Immer die Spannung zwischen zivilisatorischem Saturiert-sein und dem Hunger, wie in "Hungeraugen: "Wie willst du / mit Fernsehaugen /vom Unsichtbaren reden", lakonisch, karg, spröde bis zum

---

<sup>16</sup> Matthias Grünewald Verlag 1994, mit einem Nachwort zu „Osterpassion“ und einem wichtigen, z.T. autobiographischen Text von P. K. Kurz zu „Pieta`I, Pieta` II.

<sup>17</sup> Der Ausdruck „theopoetisch“ verweist auf Kurt Marti; der „Nahferne“ heißt es bei Margarete Porete, der Begine und Mystikerin, die als Ketzlerin 1310 in Paris verbrannt wurde; vgl. M. Porete, Der Spiegel der einfachen Seelen, Zürich – München 1987.

Nichtmehr-Verständlichen. Annäherung über Gestalten aus dem Alten Testament, dann aber "Jeschua I", er irdische, und "Jeschua II" nach der Auferstehung bis zur Parusie; "Der große G.", eine Verfremdung, die Peter Rühmkorf eingeführt hat, zuletzt die Rückwendung zum Menschen ("Homo pauper") und die Ausweitung "Komm ins Offene", auch wieder ins Naturale, aber am Schluss ein "Kyrios-Hymnus".

Kurz protestiert mit den Gedichten gegen den verfeierterlichten, kirchlich verkrusteten Jesus der Vergangenheit im Priester- und Bischofsornat, am schärfsten im letzten "Jeschua"-Gedicht des Buches, das dem Dogmatiker Gottfried Bachl gewidmet ist; er sucht den Lebendigen, den "MENSCHENSOHN", der uns anrührt. Er fragt "Bist du vom Geschlecht des Ausgesperrten" ("Jeschua VI"), nennt ihn "Du / Minderheit / von Anbeginn" (Jeschua VII). Er widerspricht bis zu dem verzweifelten Schrei "GOTT KOMMT NICHT", der zur Ruhe kommt in den letzten Versen von "Ach Gott": Ich hocke im Unbewohnbaren / Ich harre im Unbeantwortbaren / Ich bin in Dein Schweigen gefallen / Ich schweige". Sprachlich starke Hymnen ("Magnifikat", "Te Deum", "DU", "Wie er IHN anspricht") dazu das Menschliche in der Anrede "Aber das Beten hört nicht auf": "das Finsterlicht / die Öffnung ins Ungeschaute". In "Du weißt" eine erschütternde Konfession im Zeichen des "nicht", die ins "Manchmal" mündet: "Manchmal ruft ein Fremder / wie früher der Engel rief / Manchmal höre ich den Gong / Laß alles liegen Es ist Zeit". Zuletzt Natur- und Jahreszeiten-Gedichte, die sich öffnen zum großen Advent. - Die vierzehn "Jeschua"-Gedichte, auf die vierzehn Kreuzweg-Stationen verweisend, ziehen sich durch das Buch; der aramäische Jeschua führt als Utopie; die vielen Worte kommen im Schweigen zur Ruhe. Kurz greift, nach seiner Art, oft auf bereits Publiziertes zurück, mischt Gelungenes mit Schwächerem, überschreitet das Wohlgeformte ins Kolloquiale, wie in der Lyrik seit etwa 1960 üblich.<sup>18</sup> Mit einem Scherzo schließt Paul Konrad Kurz seine Lyrik ab: die Tiere an der Krippe, ein origineller Einfall, für den Enkel Mathis, mit bunten Zeichnungen von dem Freund Sieger Köder<sup>19</sup> spielt ein Thema an, das ihn lange beschäftigt hat: was bedeuten Weihnachten, Ostern, Jesus, Gott? Leben und Schreiben sind nicht zu trennen, es geht, kennzeichnend für geistliche Dichtung, um die „lyrische Integration seiner Person- und Welterfahrung“<sup>20</sup>; vom Ich ist trotz der großen Themen nicht abzusehen und es geht um den "sprachlichen Erfahrungsprozess"<sup>21</sup>. Eine formale Betrachtung der Gedichte von P. K. Kurz, so notwendig sie ist, greift zu wenig weit aus. Geistliche Dichtung folgt neben, besser: *in*, dem formalen einem inhaltlichen Maß: ist das Gemeinte deutlich genug Sprache geworden?

P. K. Kurz schreibt nicht literaturtheoretische Abhandlungen, sondern reagiert auf Neu-Erscheinungen, mit einem weiten Horizont. Er geht oratorisch-poetisch vor, ein nicht unbedingt lyrisches Genre, gibt keine "Literaturtheologie" (G. Langenhorst), nicht akademisch, nicht auf einer Meta-Ebene. Wohl realisiert er aber den *inneren* Dialog von Theologie und Literatur<sup>22</sup>, in den Aufsätzen wie in seiner Lyrik; er ist durchweg unzufrieden mit der traditionell theologischen Sprache. Was er mit Essays und Gedichten meint, ist die *Berührung*, wie er selber in einer Rezension von Gedichten Richard Exners schreibt; etwas sinnlich Wahrnehmbares, aber über den Bereich der Sinne Hinausweisendes. Mittel dazu ist

---

<sup>18</sup> P. K. Kurz, Maria Maria. Gespräche Gesänge, Butzon & Bercker 2002, ein schmales broschiertes Bändchen, ist schwächer; aus dem Nachlass sind Gedichte publiziert worden, z.B. in „Christ in der Gegenwart“.

<sup>19</sup> Sie laufen und springen und fliegen herbei, Schwaben Verlag 2005, posthum.

<sup>20</sup> P. K. Kurz, Sensible Zuwendungen (Rezension zu R. Exner, Aus Lettern ein Floß), in: Süddeutsche Zeitung 16. Oktober 1985

<sup>21</sup> P.K. Kurz, Wem gehört die Erde, Nachwort, 265; vgl. K.- J. Kuschel, Literatur und Theologie, in: Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe, Bd. 3 (1991), 258; 269: „eine Stillehre des heute angemessenen Redens von Gott“; G. Langenhorst, Literatur und Theologie, in: ebd. Bd. 2 (2005).

<sup>22</sup> G. Langenhorst, Theologie und Literatur 2001, in: Stimmen der Zeit, Februar 2001,122; 124f.

die *Anrede an ein Du*, an Gott, womit wieder das Problem "Was heißt Glauben, was heißt Gott?" angesprochen ist; es geht um die zu suchende "Anders-Sprache"<sup>23</sup> - vielleicht Beten, aber "modern", nach der Schoah, mit Hiob und großen Heiligen und Nicht-Heiligen, mit Klage und Anklage, Fluchen und Blasphemien: ist das mit literarischem Schreiben zu vermitteln? Hinter allem Bemühen steht die Ahnung vom *Epiphanen*, die Sehnsucht nach dem "epiphanischen Wesen der Welt", nach der "realen Gegenwart", ja nach dem Messianischen in den Dingen.<sup>24</sup> Es geht um eine radikale Dynamik des Gottesglaubens, der von einem Menschen heute angesprochen wird, nicht naiv, eher suchend, im Ernst seines Lebens und mit den Sprachspielen der Gegenwart. Eine Lebensbewegung, die ins "Offene" führt, auch mit den Mitteln der Provokation Grenzen öffnend, das Schweigen vertiefend, das als untergründiges Thema bleibt. Das ist nur über einen "Sprachwechsel" zu erreichen, durch Übergang und Umbruch.<sup>25</sup> Es käme einer "Theo-Poesie" nahe, die über Theologie und herkömmliche, Gebrauchssprache hinausginge.<sup>26</sup> Denn "Gedichte wollen erkennen", überraschend, weil es um spirituelle Lyrik geht. Das Paradox einer Dichter- und SchriftstellerExistenz bleibt es wohl, dass die Sprache von Paul Konrad Kurz ins Schweigen mündet, - "Silben eines unendlichen Gesprächs", womit er selber sein Schreiben charakterisiert.<sup>27</sup>

---

<sup>23</sup> P. K. Kurz, *Wem gehört die Erde*, Kap. V: „Berührungen“ und die Bemerkung dazu im Beiheft. – Vgl. die in Anmerkung 20 erwähnte Rezension; R. Exner, *Fast ein Gespräch. Gedichte*, München 1980: „Erkennen“ (10).

<sup>24</sup> P. K. Kurz, *Über moderne Literatur*, Bd. IV, 276; 283; ders. *Komm ins Offene. Essays zur zeitgenössischen Literatur*, Verlag J. Knecht, 1993, 21 – 52, hier 41f.; 137. – Vgl. G. Steiner, *Von realer Gegenwart. Hat unser Sprechen Inhalt?* Hanser Verlag 1990.

<sup>25</sup> P. K. Kurz, *Wem gehört die Erde*, Kap. I: „Sprachwechsel“; vgl. die Rezension von A. von Schirnding in der *Süddeutschen Zeitung* 15./16. Dezember 1984: Übergang und Umbruch, wie Stimmwechsel; nicht nur Lobgesang, sondern auch Frage, Zweifel, Anklage.

<sup>26</sup> K. Marti, *Die Psalmen. Annäherungen*, Radius Verlag 2004, 63. Vgl. auch K.-J. Kuschel, Anm. 21.

<sup>27</sup> Der letzte Satz der „Nachbemerkung“ in: „Noch atmet die Erde“.